

Nr. 289. Bromberg, den 22. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(10. Fortsetzung.

Die, welche ihre Gewehre abgeschossen hatten, mußten im Schutz der Felsen wieder laden, die anderen setzten frische Zündhütchen auf, und während der Hauptmann einen Teil seiner Leute langsam abschwenken und den Guasos folgen ließ, hielt er selber noch mit einem kleinen Teil an der Mündung des Passes, um die Indianer durch einzelne und jetzt besser gezielte Schüsse zurückzutreiben.

Die Pehuenchen dachten aber gar nicht daran, den mit Feuergewehren bewaffneten Feinden in den engen Felsspalt zu folgen. Nur ihre Grenzen hatten sie verteidigen, nur den weißen Feind zurückscheuchen wollen in seine Schranken und ihre Beute sichern. Als sie das erreicht hatten, beunruhigten sie ihn wohl noch ein wenig und zeigten sich bald hier, bald da, aber sie hielten sich wohlweislich aus dem Bereiche der gefürchteten Gewehre und verfolgten ihn nicht einmal mehr als sich auch die letzten in den Paß zurückgezogen hatten. Mochten sie jetzt unbelästigt in ihr Land zurückkehren.

8. Don Enrique.

Eine ungeheure Aufregung herrschte indessen in der Kolonie, als sich die Kunde mehr und mehr verbreitete, daß die Stämme der Otra Banda nicht allein einen Überfall in chilenisches Gebiet gewagt, sondern auch des alten wackern Don Enrique liebliche Tochter geraubt hätten. Natürlich übertrieb das Gerücht dabei den Einfall der Wilden in — zu jener Zeit auch erklärlicher Weise. Wie ein Lauffeuer zuckte die Nachricht durch das ganze Gebiet: Jenkitruß, der Häuptling der Otra Banda, sei mit allen seinen Stämmen über die Kordilleren gekommen und bedrohe jetzt das ganze Land. Die meisten ansässigen Haciendados warteten keine weitere Bestätigung ab, um nicht zu spät ihren Leichtsinn zu beklagen, sondern schickten Frauen und Töchter entweder nach Concepcion, oder weiter nach Norden hinauf in das dem Kriegsschauplatz fern gelegene Land, das noch dazu durch die dort weit höheren und wilderen Kordilleren mehr geschützt gegen einen Einbruch von Osten lag.

Mit Ungeduld erwartete man die Rückkehr der Verfolger, denen schon anderes Militär nachgesandt war, um sie im Notfall zu unterstützen. Tag auf Tag verging, und sie kamen nicht. Erklärt wurde dieses Zögern nur durch die Nachricht, daß die letzten Regengüsse ein paar der kleinen Bergströme so angeschwellt hätten, um ein Passieren derselben unmöglich zu machen.

In der Tat waren die zurückkehrenden Truppen genötigt gewesen, zwei volle Tage an dem einen Bergstrom liegen zu bleiben, und hatten dort eben keine angenehme Zeit verbracht; denn außer dem unbehaglichen Gefühl, von Wilden gejagt zu sein, fühlten sie sich hier noch nicht einmal sicher, ob ihnen diese etwa folgen würden. Auch über die genaue Richtung, die sie zu nehmen hatten, waren sie nicht recht im klaren, und begriffen dabei ihren Führer Pedro nicht, der sie so treulos im Stiche gelassen. Keiner von ihnen kannte dort so genau den Wald, und einmal mußten sie sogar einen halben Tag in der Irre umherreiten, bis sie den richtigen Pfad durch ein Kiladickicht fanden.

Es war der neunte Tag nach dem Überfall der Pehuenchen, als ihre Verfolger mit abgehetzten, zu Tode matten Tieren, mit zerrissenen Kleidern, erschöpft und zum Teil von dem letzten Anprall der Wilden verwundet, in die Ansiedelungen zurückkehrten und die Trauernachricht mitbrachten, daß die Wilden ihren Raub geborgen und das arme, unglückliche Mädchen in ihre öden Steppen geführt hätten. Und Don Enrique?

Die ganzen langen Tage saß der alte Mann, an Geist wie an Körper gebrochen, in einem der durch das Feuer verschonten Nebengebäude seiner Hacienda, teilnahmslos gegen alles, was ihn umgab, und nur ängstlich, krampfhaft emporfahrend, wenn Pferdegetrappel draußen das Nahen eines Fremden kündete. Seine Tochter, sein Schwiegersohn kehrten augenblicklich, sobald sie nur Kunde von dem Unfall erhielten, zurück, — er beachtete sie kaum.

„Irene!“ war das einzige Wort, das über seine Lippen kam. „Irene, meine arme Irene, wo bleibst du?“ Dann kauerte er sich wieder brütend zusammen und starrte wild und verloren vor sich nieder.

Als endlich die Männer wieder eintrafen, die ausgeritten waren, um sein Kind zu befreien, flog er mit zitternder Hast ans Fenster; aber er fragte keinen Menschen, was sie für Kunde brachten. Nur einen Blick warf er auf die erschöpften, zu Tode matten Gestalten, die düster und schweigend auf ihren Pferden hingen, dann zog er sich still und lautlos vom Fenster zurück, warf sich auf sein Lager und barg das Antlitz in den Händen.

So lag er zwei volle Tage und nahm weder Speise noch Trank. Man wollte ihn emporheben, aber er ließ es nicht geschehen, und seine Kinder fürchteten, daß angewandter Zwang am Ende gar zu einem Wutausbruch führen könne. Erst am zweiten Abend stand er von selber auf, verlangte Wasser, um sich zu reinigen, und aß und trank, was man ihm vorsetzte; aber er sprach noch immer kein Wort. Nur der scheue Blick, den er manchmal im Kreis umherwarf, schien jemand zu suchen, — zu vermissen.

Erst am andern Morgen erholte er sich geistig wieder. Er kannte seine älteste Tochter und umarmte und küßte sie, — ebenso seinen Schwiegersohn. Dann fragte er nach Pedro Alfeira, der unmittelbar neben seiner Hacienda lebte, und von dem er wußte, daß er mit den Verhältnissen der Otra Banda genau vertraut sei. Man sagte ihm jetzt, daß Pedro dem damaligen Zug als Führer gedient habe, aber noch nicht zurückgekehrt sei, und daß niemand wisse, was aus ihm geworden.

So war er vielleicht hinübergeritten, um sein Kind zu schützen?

Nein, — im Gegenteil, — rascher geflohen als einer der übrigen, hatte er, wie es schien, den Weg in die Ansiedlungen allein angetreten. Ob ihm unterwegs ein Unglück zugestoßen, ob er den Indianern in die Hände ge-

fallen, oder in dem rasch angeschwollenen Bergstrom ertrunken war — wer konnte es wissen? —

Wieder saß Don Enrique träumend eine lange Zeit da; aber er überwand auch das und befahl, ihm sein Pferd zu satteln und vorzuführen.

Die Seinigen machten ihm Vorstellungen, denn sie glaubten, daß er, verwirrt, allein und schutzlos zu den wilden Stämmen hinüberreiten wollte, um selber sein verlorenes Kind aufzusuchen; aber er beruhigte sie rasch. Er wußte, daß er damit nie etwas ausgerichtet hätte, und nur jetzt, da er sah, daß das unglückliche Mädchen von allen aufgegeben sei, beschloß er, selber zu handeln, und zwar nicht in törichter, unbedachter Weise, sondern ruhig und überlegt, um den einzigen Weg aufzufinden, der Irene in seine Arme zurückführen konnte.

Von seinen Pferden war allerdings in jener Nacht ein großer Teil gestohlen worden, — alle wenigstens, die sich zufällig in der Nähe des Hauses befanden. Andere Trupps aber, die gerade draußen auf den verschiedenen Weiden gewesen, waren von den Pehuenchen natürlich nicht erreicht worden, und es blieben ihm noch genug zur Verfügung. Don Enrique bewies bald, daß seine geistigen Fähigkeiten, wie man auch dafür anfangs gefürchtet, nicht gestört seien; denn alle die Anordnungen, die er traf, lauteten klar und vernünftig.

Das Hauswesen übergab er einem alten treuen Diener, der auf seiner Hacienda geboren und vom Vater auf den Sohn vererbt war. Dieser erhielt auch den Auftrag, die niedergebrannten Gebäude in seiner Abwesenheit wieder mit Hilfe eines Baumeisters, den er ihm von Concepcion heraussenden würde, herzustellen. Auch den arg verwüsteten Garten befahl er, wieder in Ordnung zu bringen, damit nichts mehr an die erlittene Zerstörung erinnere, wenn — er wieder mit Irene heimkehre. Dann vernahm er alle Leute, die etwas über die Otra Banda wußten, — und es waren deren nicht viele, — um zu erfahren, in welcher Gegend der Pampas der oberste Kazike der Pehuenchen, Jenkitruß, gewöhnlich seinen Aufenthalt habe. Ihre Aussagen stimmten so ziemlich darin überein:

Einen gewissen Wohnsitz habe er allerdings nicht, wie kein Stamm oder Häuptling jener Indianer; aber fast immer halte er sich zwischen dem Limai und Kusu Leufu oder schwarzen Fuß auf, — also weiter südlich, als der Paß von Antuko lag, und etwa im Osten von der chilenischen Provinz Valdivia, von der aus ebenfalls einige niedere Pässe über die Kordilleren führten.

Einer von seinen Peones, ein Bursche von vielleicht vierundzwanzig Jahren, war ein paarmal mit einem Valdivia-Händler dort drüben gewesen und verstand etwas von der Sprache jener Stämme, der sollte ihm folgen, weiter niemand, — wenigstens nicht von hier aus. Erst in Valdivia wollte er suchen, noch weitere Begleiter zu finden.

Sein Schwiegersohn, als er sah, was der alte Mann beabsichtigte, erbot sich, die Reise mit ihm zu machen, aber Don Enrique wies das ganz entschieden zurück. Jener mußte bei seiner jungen Frau bleiben und sie beschützen, denn in diesem ungeregelten Zustand des Landes konnte und durfte er sie nicht allein und hilflos zurücklassen. Wer anders hätte auch seinen Besitz übernehmen sollen, wenn ihm auf der weiten, gefahrvollen Reise ein Unglück zustieß.

Sein Plan war einfach genug: Der vorgerückten Jahreszeit wegen, in welcher die Kordilleren unpassierbar wurden, durfte er nicht viel Zeit versäumen. Mit seinen Pferden ritt er deshalb nur nach Concepcion hinunter, nahm dort an Geld auf, was er zu brauchen glaubte, und ging mit dem in den nächsten Tagen eintreffenden Dampfer vom Hafenplatz aus nach Valdivia hinab, — oder vielmehr hinauf, wie die Chilenen den Süden, der stets von dort her wehenden Winde wegen, nennen. In Valdivia mußte sich nachher das Weitere finden. Führer bekam er genug hinüber, und er gedachte dann den Häuptling aufzusuchen, der einem reichen Lösegeld gewiß nicht widerstehen würde.

Mit dieser Hoffnung schien aber auch wieder frisches Leben in das Herz des alten Mannes eingekehrt zu sein. Er dachte nicht mehr daran, wie er seinen Liebling wiederfinden würde, er dachte nur an das Wiedersehen, nur an den Augenblick, wo er sie in die Arme schließen durfte, und konnte die Zeit nicht erwarten, wo er im Sattel saß, da jede verzögerte Stunde ja auch das Glück, die Seligkeit jenes Moments hinausschob.

Don Enrique wußte, das die einzige Möglichkeit, wodurch er sein Ziel am schnellsten erreichen konnte, der Eigennutz der Stämme war. Diesen wollte er ausnutzen und ihnen ein so reiches Lösegeld bieten, daß sie der Versuchung nicht widerstehen würden. So fest fühlte er sich von einem günstigen Erfolg überzeugt, daß er wieder heiter gestimmt wurde und auch die Begleitung der Freunde bis Concepcion nicht ablehnte.

Einen näheren Weg würde er allerdings gleich hier über die Berge gehabt und dadurch die Seereise erspart haben; aber nach allen den stattgehabten Reibungen zwischen Weißen und Indianern, mit den Hunderten von vertriebenen Araukanern in den Bergen, durfte er es nicht wagen, diesen Weg einzuschlagen.

Der alte Mann grübelte, als er still und träumend an Bord des Dampfers saß und auf die weite, offene See hinausstarrte, die groß und endlos vor ihm lag. Oft zuckte dann ein Lächeln um seine Lippen, wenn er sich das Wiedersehen ausmalte, wie er, seine Tiere mit allen nur erdenklichen Kostbarkeiten beladen, vor dem Häuptling hielt, dessen gierige Blicke die Schätze überflogen, bis er dann ein Zeichen gab, — wie sich das Zelt öffnete und Irene, — seine Irene, jubelnd, jauchzend heraus- und in seine Arme stürzte. Aber auch andere, furchtbare Bilder kreuzten dann plötzlich sein Hirn. Noch während seine Augen vor Freude leuchteten, schoß es plötzlich wie Tod und Wahnsinn daraus hervor, und er preßte dann die Stirn zwischen seine Hände und saß stundenlang still und regungslos.

An Bord, — wenn er auch kein Wort über das Ziel seiner Reise gesprochen, wußten die Mitpassagiere doch schon durch den Peon, der eben nicht schweigen konnte, welches furchtbare Unglück den alten Mann betroffen, und der Kapitän, ein englischer Seemann, einfach und bieder, tat alles, was in seinen Kräften stand, um ihm wenigstens den Aufenthalt an Bord so angenehm als möglich zu machen. Der alte Chilene nahm alles still und dankend an, aber es war, als ob er sich fürchte, daß irgend jemand mit ihm ein Gespräch anknüpfen und die Wunde, die er mit beiden Händen krampfhaft geschlossen hielt, gewaltsam wieder aufreißen wolle. Scheu und gedrückt hielt er sich von allen zurück und selbst der andern Unterhaltung lauschte er nur still und teilnahmslos.

Wie aber das Boot seinen Weg weiter verfolgte, und die südlichen Berge mehr und mehr zum Vorschein kamen, wie er zuletzt sogar den schneebedeckten Kegel des Vulkans von Villa Rica erkannte, da wich er nicht mehr vom Backbordbug des Dampfers, und sein Blick hing von da ab sehnsüchtig an der Bergkette, die ihn von seinem Kinde trennte.

Endlich lief der Dampfer in den Hafen von Valdivia, in die prachtvolle Bai ein, von wo aus die Passagiere in kleinen Booten ihren Weg den Strom hinauf nach der Hauptstadt und Kolonie Valdivia forsetzen mußten.

Don Enrique kümmerte sich dort um keinen seiner Mitpassagiere. Wie der Dampfer den Anker fallen ließ, winkte er eins der nahenden Boote heran; sein Gepäck war bald hineingetan, und während er das Steuer nahm, ruderte Jose mit den beiden Bootsleuten das kleine Fahrzeug, von der Flut begünstigt, rasch den Strom hinauf.

9. Valdivia.

An einem breiten prächtigen Strom, der freilich nur eine kurze Strecke in das Land hinein schiffbar ist, aber doch genügt, einen bequemen Wasserweg mit dem Meer zu bilden, liegt die deutsche Kolonie Valdivia, zugleich die Hauptstadt des ganzen Distrikts von Süd-Chile, und außerdem ein wunderlicher, eigentümlicher Ort.

Die chilenische Regierung tat keinen Fehlgriff, als sie sich gerade Deutsche dazu aussuchte, um den fruchtbaren und bisher unbenutzten Süden ihres schönen Reiches zu kolonisieren, denn keine andere Nation wie die deutsche ge-

winnt eine solche Anhänglichkeit für den Boden, den sie bebaut, keine ist so fleißig und unermüdet in ihrer Arbeit, und keine besonders liefert so gute, ruhige und mit allem zufriedene „Untertanen".

Die Stadt selber war unscheinbar genug; man sah es ihr auf den ersten Blick an, daß sie nicht durch kaufmännische Spekulation entstanden war, die prachtvolle Steingebäude aus dem Boden zaubert, und die kostspielige Anlagen und Vergnügungsplätze schafft. Diese Häuser hatte nur das Bedürfnis hervorgerufen, denn sie waren sämtlich aus Holz aufgerichtet, mit Holz gedeckt, die meisten nicht einmal angestrichen, aber wohnlich gebaut, mit dicht schließenden Fenstern, und überall, wo Deutsche sich im Besitz befanden, wie auch bei den besseren Klassen der Chilenen, mit reinlichen Gardinen versehen, die einer Wohnung gleich etwas Freundliches verleihen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krippenschnitzer von Malnvern.

Weihnachtsskizze von Georg Eschenbach.

Sein erstes Weihnachtsfest als Pfarrer! Er war nicht eitel und doch erfüllte ihn die Freude über das Erreichte mit Stolz. Einst ein armer Einödbauernbub und heute der Seelsorger einer selbständigen Kirchengemeinde. Freilich war sie klein und weltfern und die Kirche eher eine große Kapelle zu nennen. Aber was schadete das? Es blieb das erhebende Gefühl, auf verantwortungsvollem Posten zu stehen und Gutes schaffen zu können in seinem kleinen abgeschlossenen Reich. „Was Reich! Anton Wurzberger, werde nicht übermütig. Danke dem Himmel, der dich auf diesen Posten gestellt hat, ohne dein Zutun und Verdienst!"

Ein wenig beschämt verbannte der junge Pfarrer seine ehrgeizigen Gedanken. Er mußte seine Kirche für die Weihnachtsmesse rüsten und wandte sich wieder der kleinen Krippe zu, vor der er gestanden hatte, bevor ihn der freudige Ehrgeiz packte. Sein Auge flog prüfend über den Stall von Bethlehem, über die kleinen Figuren der Heiligen Familie und der anbetenden Hirten. Ein wenig ärmlich war die Ausstattung. Es mangelte an Gestalten, und dem einen Schäfer fehlte ein Bein, dem anderen ein Arm und diesem gar der Kopf. Auch das Antlitz der Jungfrau hatte seine jugendfrische Farbe verloren. Die Figuren mußten ersetzt werden. Sofort, denn nur wenige Tage dauerte es, bis die Glocke zur Christmette rief. Hatte er nicht davon sprechen hören daß oben am Talende der Windacher Sepp hauste, der Holzfiguren schnitzte.

Der geistliche Herr Anton Wurzberger warf den Lodenmantel über den schwarzen Rock und verschloß die Sakristei. Nach zwei Stunden klopfte er an die Tür des Sepp: „Grüß dich Gott, Windacher. Wirst schon wissen, wer ich bin. Der neue Pfarrer." Der andere, ein Mann in den Dreißigern, lud ihn in die Stube: „Ruh, dich aus, Hochwürden."

Der Pfarrer setzte sich auf die Ofenbank: „Ich brauche ein paar Figuren für meine Krippe." Er sah sich in der Stube um. Auf dem Tische standen Dutzende von kleinen Gestalten. Die einen waren schon bekleidet, die anderen schienen noch in ihrer hölzernen Nacktheit zu frieren. Der geistliche Herr nahm eine Figur in die Hand. Eine kurze Prüfung verriet ihm, daß er in der Werkstatt eines Künstlers saß. Wie fein und ausdrucksvoll war das Gesicht dieser Jungfrau Maria in ihrem lieblichen Mutterstolz! Es konnte keine Phantasiegestalt sein. Das Antlitz eines Mädchens aus den Bergen mit seinen jugendfrischen Zügen, den roten Wangen, den schweren Flechten mußte dem Windacher vorgeschwebt haben, als er diese Gestalt aus dem toten Holz in lebenswarmer Natürlichkeit schnitzte. Doch was war dieses hier? Eine wahre eTufelsfratze zeigte dieser römische Soldat, der sicher zu den Kindermördern von Bethlehem gehörte. Und hier dieser Hohepriester, trug er nicht das gleiche Gesicht? Auch der Schriftgelehrte dort, der mit dem bewegten Spiel seiner Erinnenfinger auf Herodes einzureden schien, war es nicht das gleiche Satansgesicht? Immer die gleiche Larve, als habe Haß das Messer des Schnitzers geführt.

Der junge Pfarrer sah zum Sepp hinüber. Er war Menschenkenner genug, um eine Verbindung zwischen einem Erlebnis des Schnitzers und diesen Figuren zu ahnen.

„Wen hassest du so, Sepp", fragte er unvermittelt, „daß du allen diesen Figuren die gleiche Teufelsfratze schneidest?" Der andere schien einen Augenblick verlegen. Dann sagte er: „Weißt du, Hochwürden, das ist eigentlich eine alltägliche Geschichte. Sie heißt Maria, wie die Jungfrau, und wir waren uns gut. Ihrem Vater gehört der Risserhof. Fünfzig Tagwerk Land, der Wald am Risserkopf und die Alm. Was habe ich dagegen? Nichts. „Schadet nichts", sagte die Maria, „wir haben uns lieb, und der Vater wird schon sein Jawort geben." Ich habe es auch geglaubt, und vor vier Jahren, nach einem Kirchgang, bin ich zu ihm gegangen. Ich komme in die Stube. Sitzt der Risserbauer da mit dem jungen Fleckensteiner. Wirst ihn wohl kennen, Hochwürden, er ist der Reichste im Malnverner Tal. „Grüß dich, Sepp", sagt der Alte, „was willst von mir?" Ich schau zu dem Fleckensteiner hinüber: „Reden möchte ich mit dir, Risserbauer. Aber allein." Da lacht der Alte: „Kannst vor dem Fleckensteiner ruhig reden, Sepp. Er wird mein Eidam. Hat eben erst um die Maria angehalten." Ich glaube, ich habe mich verhört: „Den Fleckensteiner will die Maria nehmen?" — „Freilich. Warum nicht?" sagt der Risserbauer. „Sie kann ja keinen besseren Mann finden." Der Fleckensteiner dreht seinen Schnurrbart hoch: „Kannst mir gleich gratulieren, Sepp!" und lacht. Da habe ich mich umgedreht und bin gegangen. Das Letzte, was ich sah, war dem Fleckensteiner sein Lachen, so hämisch, so schadenfroh. Ich glaubte, ich sähe einen Teufel grinsen. Wie ich auf der Straße stand, dachte ich: „Du mußt die Maria selbst fragen". Sie stand in der Küche und wurde rot, als sie mich sah. „Maria", sagte ich, „ist es wahr, was der Vater erzählt? Du willst den Fleckensteiner nehmen?" Sie wischte sich mit der Schürze über die Augen: „Ich muß ja, Sepp. Ich mag ihn nicht, aber der Vater will es." Ich habe kein Wort mehr sagen können. Weißt du jetzt, Hochwürden, warum ich immer den Teufel schnitzen muß?"

Der Pfarrer war auch ein Mensch, und er verstand den Haß des Windacher. Doch, mußte nicht jeder entsagen und verzeihen können? Er kannte die Fleckensteinerin, und niemals war ihm eingefallen, sie sei vielleicht nicht glücklich. Anton Wurzberger erhob sich und stellte die Figuren auf den Tisch zurück: „Soll dein Haß ewig sein, Sepp, und willst du dir selbst das Leben verbittern?" Der Windacher stierte ins Leere. Da legte ihm der Pfarrer die Hand auf die Schulter: „Komm. Pack mir die Jungfrau ein und die Schäfer da. Geld habe ich heute nicht genug bei mir. Aber ich lade dich ein am Christabend zu mir zu kommen. Ja, Sepp? Ich bin ja allein." Der andere erhob sich und nahm die Hand des Pfarrers: „Ich komme, Hochwürden." —

Die Weihnachtsglocke dröhnte ins Tal hinaus. Über die Lehnen ins Dorf hinunter tanzten die Lichter der verstreut Wohnenden, die zur Christmette kamen. Auch der Windacher Sepp saß in der kleinen Kirche, weit hinten in der Ecke, wo ihn nur wenige sahen. Seit Jahren zum ersten Mal. Die Orgeltöne schwollen zum jubelnden Lobgesang, und der Schnitzer vernahm das Evangelium der Liebe. Für Haß war in der Weihnachtsbotschaft kein Raum. Schien der Pfarrer nicht für ihn, den Verbitterten, allein zu sprechen? „Verzeihet!" klang seine Mahnung, und der Windacher Sepp verstand sie.

Als die Kirche sich langsam leerte, wartete der Krippenschnitzer in seiner Ecke auf den Geistlichen, um ihn in das Pfarrhaus zu begleiten, zum Weihnachtsmahl, das er mit ihm teilen sollte. Der Pfarrer kam. Doch er schloß nicht die Kirche ab, sondern sagte: „Sepp, ich habe noch etwas für dich in der Sakristei."

Der Krippenschnitzer erschrak fast, als er in den Raum trat. Denn dort stand die Fleckensteinerin. Sie wurde rot und bot ihm doch die Hand: „Sepp, wir haben uns vier Jahre lang nicht gesehen, seit dem Tag damals. Du hast ihn gehaßt, weil er mich dir nahm, weil du glaubtest, ich sei unglücklich. Ich war es auch. Doch dann fühlte ich, daß er mich wirklich liebte, und heute bin ich glücklich. Vergiß deinen Haß, Sepp. Um meinetwillen!" Er starrte sie ungläubig an: „Du bist glücklich mit ihm?" — „Ja." Da

nahm er ihre Hand. Dann wandte er sich und ging, um seine Verlegenheit zu verbergen.

Zwei Tage später stand der Holzschnitzer wieder beim Pfarrer in der Stube. Er reichte ihm ein Bündel: „Ich mag keine Teufel mehr schnitzen Hochwürden, und mag die hier nicht im Haus behalten. Mach damit, was du willst. Verbrenn sie meinetwegen."

Der Pfarrer verbrannte die Figuren nicht. Als der Sepp gegangen war, betrachtete er die kleinen Kunstwerke und dachte: „Sie sind zu schade zum Vernichten. Ich will sie in die Hauptstadt schicken für die Krippensammlung des Museums, denn dorthin wird wohl keiner aus Malnvern je kommen."

Gute Antworten.

Gute Antworten sind nicht immer erwünscht und geben oft dem Frager mehr zu denken, als der Antwortende denken mußte. Da kam einmal ein reich gewordener Schneider nach Bad Ems, das oft von hohen Persönlichkeiten besucht wird, aber seine heilsamen Wasser auch auf die Armen wirken läßt. Bei einem Morgengang vor den Brunnenhallen gesellte sich der Schneider zu einem Herrn, der freundlich genug war, ihm Rede und Antwort zu stehen. Bei der gegenseitigen Vorstellung erfährt schließlich der Nadelkünstler, daß sein Nachbar Minister war. — Im Laufe des Gespräches, als der Minister ihn fragte, wie ihm denn Ems gefalle, brach der Schneider in die Klage aus: „Die Gegend ist ja sehr schön, aber die Gesellschaft ist doch hier gar zu gemischt", worauf ihm der Minister erwiderte: „Machen Sie es uns nicht zu schwer, mein Freund, Sie können doch nicht von uns verlangen, daß wir alle Schneider sind!"

*

Einem Minister kann man schließlich eine gute Antwort zutrauen. Im Examen dagegen ist Schlagfertigkeit schon der Beweis großer Seelenruhe. Darum scheint uns der Geist eines Schulmeisterkandidaten fast bedeutender als der des Minister, als er auf die Frage des Examinators „Vor was hat sich der Lehrer am meisten zu hüten?" prompt antwortete: „Vor allzu unbestimmten Fragen." Diese Antwort soll den Schulrat nicht beleidigt, sondern dem Gefragten eine wohlverdiente gute Note eingetragen haben.

*

Noch über eine andere gute Antwort sei berichtet: Der Revisor einer Stadtkasse fand in der Rechnung eines Schusters, der die Armenschuhe recht solide mit dicken Schuhnägeln zu beschlagen gewohnt war, unter anderem den Posten: „Für Nägel 20 Pfg." Der Revisor beanstandete den Posten und sandte die Rechnung mit der barschen Aufforderung, zu erklären, was mit den Nägeln geschehen sei, dem Schuster zurück. Dieser schrieb lakonisch unter die Anfrage: „Sie sind vernagelt." Der Revisor war über die Antwort nicht wenig ergrimmt und sandte das Schreiben wieder zurück, mit dem Befehl, sich bestimmter auszudrücken. Er müsse angeben, wohin die Nägel geschlagen worden seien. Der Schuster gab wieder mit nur drei Worten die Antwort: „Auf den Kopf!" Als der Revisor bei dem Oberbürgermeister beantragte, gegen den Schuster vorzugehen, der ihn verhöhne, war der Leiter der Stadtangelegenheiten klug und humorvoll genug, den Revisor anzuweisen, die Sache nicht weiter zu verfolgen.

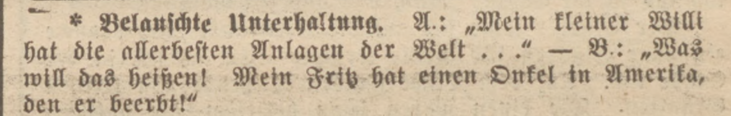


Bunte Chronik



*** Die „sittenstrenge" Otero.** Vor dem Gericht in Nizza hat sich vor wenigen Tagen ein Prozeß abgespielt, der in den Kreisen der Pariser Lebewelt allgemeine Heiterkeit hervorgerufen hat. Der bekannte Pariser Maler Jean Gabriel Doumergue weilte mit einigen Freunden am Strande der Riviera, in Antibes. Die Pariser Künstler nahmen an einem von dem allgemeinen Badestrand etwas abgelegenen Platz ihr Morgenbad, allerdings in einem Kostüm, das von den in dieser Hinsicht aufgestellten Vorschriften der Behörden von Antibes abwich, und stark an Adam vor dem Sündenfall erinnerte. Doch der Winkel, in dem sie badeten, war so abgelegen, daß sich fast niemand dorthin verirrte. Auf jeden Fall nahm kein Mensch Anstoß an dem fehlenden Badeanzug der Künstler. Nun lag aber in der Nähe dieses Badeplatzes eine Villa, in der eine sehr sittenstrenge Dame ihren Wohnsitz hat. Sie fand es in höchstem Grade anstößig, so mangelhaft bekleidete Männer innerhalb ihres Gesichtskreises herumhüpfen zu sehen, und erhob Beschwerde bei der Polizei. Eines Morgens erschienen denn auch zwei Polizisten an dem Badeplatz der Künstler. Es kam zu einer lebhaften Auseinandersetzung, in der vor allem Mr. Doumergue sehr stark von der parlamentarischen Redeweise abwich. Das Ende bildete eine Anklage wegen Erregung von „Öffentlichem Ärgernis" und „Widerstand gegen die Staatsgewalt" gegen Doumergue und Genossen. Die Sache wurde jetzt vor dem Gericht in Nizza verhandelt und die Künstler fielen fast aus den Wolken, als sie vernahmen, daß die Denunziantin, die sittenstrenge Besitzerin der dem Badeplatz benachbarten Villa, ausgerechnet Carolina Otero, la belle Otéro, die früher so bekannte Tänzerin, gewesen war, der man angesichts ihrer Vergangenheit wirklich nicht ein solches Übermaß von Sittenstrenge zugetraut hätte. In der Verhandlung, die von Schmunzeln und verständnisvollem Lächeln begleitet war, wurde denn auch die Anklage wegen der Erregung von öffentlichem Ärgernis fallen gelassen, und nur Mr. Doumergue wegen seiner unparlamentarischen Redeweise gegenüber den beiden Polizeibeamten zu 25 Franken verdonnert.

*** „Damen" sind nicht neugierig.** Eine bekannte — vielleicht muß man auch sagen bedauerliche — Tatsache ist es, daß die holde Weiblichkeit sich sehr für Schwurgerichtsverhandlungen interessiert. Das zeigte sich auch kürzlich gelegentlich einer Sitzung der Geschworenen in Leeds. Leider eignete sich aber das zur Aburteilung kommende Verbrechen nicht im geringsten für Damenohren. Dieser Ansicht war auch der Vorsitzende, und deshalb verkündete er dem Publikum: „Ich möchte allen im Zuhörerraum befindlichen Damen mitteilen, daß die Strafsache, die heute zur Verhandlung kommt, kaum nach ihrem Geschmack sein wird. Ich lasse eine Pause von drei Minuten eintreten, um den Damen das Verlassen des Saales zu ermöglichen." Auf der Galerie, die für das weibliche Publikum reserviert war, erhoben sich einige Frauen und verließen den Raum, doch mindestens die Hälfte schien anderer Ansicht als der Vorsitzende zu sein und rührte sich nicht. Als die drei Minuten verstrichen waren, warf der Vorsitzende einen flüchtigen Blick auf die Galerie und wandte sich dann an den Staatsanwalt: „Ich bitte Sie, fortzufahren, nachdem alle Damen den Saal verlassen haben." Der Staatsanwalt mußte aber doch noch eine Minute warten, denn auch jene ganz ausgekochten Zuhörerinnen, welche die Galerie noch nicht verlassen hatten, wollten doch wenigstens als „Damen" gelten, und sie beeilten sich nunmehr, fluchtartig das Feld zu räumen.



Lustige Rundschau

*** Belauschte Unterhaltung.** A.: „Mein kleiner Willi hat die allerbesten Anlagen der Welt . . ." — B.: „Was will das heißen! Mein Fritz hat einen Onkel in Amerika, den er beerbt!"

*

*** Der Stift.** Die elektrische Türglocke ist kaput, der Installateur soll sie reparieren. Er schickt einen Lehrling. Nach fünf Minuten kommt der zurück. „Nanu, schon fertig?" fragt der Meister. — „'s war keena zu Hause bei die Leite, Meesta! Dreimal ha' ick gebimmelt, ba keena hat uffgemacht."

*

*** Der Strick.** Der englische Romanschriftsteller Chesterton ist sehr dick. Wohingegen Bernard Shaw lang und dünn ist. Die beiden plauderten einst miteinander. Wie das bei zwei solchen zynischen Geistern nicht anders möglich ist, gerieten sie ins Sticheln. — „Wenn ich so dick wäre wie Sie", sagte Shaw, „würde ich mich aufhängen." „Der Vorschlag ich diskutabel", erwiderte Chesterton, ohne eine Miene zu verziehen. „Sollte ich jemals ernstlich daran denken, so werde ich Sie als Strick dazu benutzen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.